

Michael Oakeshott:
Zuversicht und Skepsis
Zwei Prinzipien neuzeitlicher Politik
Alexander Fest Verlag, DM 58

REZENSION VON PATRICK HORST

In der angelsächsischen Welt galt der 1901 geborene und 1990 verstorbene Brite Michael Oakeshott in den ersten Nachkriegsjahrzehnten als einer der bedeutendsten politischen Philosophen. Schon 1933 hatte der junge Cambridge-Don mit seinem Grundlagenwerk über "Die Arten der Erfahrung" in der Gelehrtenwelt Aufsehen erregt. 1951 wurde er dann als Nachfolger von Harold Laski, einem schillernden Politologen und einflußreichen Labour-Politiker, auf den politikwissenschaftlichen Lehrstuhl an der London School of Economics berufen, den er bis zu seiner Emeritierung innehatte. Seine Antrittsvorlesung über "Politische Erziehung" entfachte eine heftige Debatte, seine 1962 veröffentlichte Aufsatzsammlung über "Rationalismus in der Politik" machte ihn endgültig zur führenden Figur unter den politischen Intellektuellen Englands. Dieses Werk, eine fulminante Rationalismus-Kritik, ist bis zur Veröffentlichung von "Zuversicht und Skepsis" das einzige Buch Oakeshotts geblieben, das ins Deutsche übersetzt wurde, weshalb Oakeshott hierzulande selbst in der wissenschaftlichen Gemeinde nur ganz wenigen "Eingeweihten" ein Begriff ist.

Bei dem vorliegenden Buch über "zwei Prinzipien der neuzeitlichen Politik" – der Zuversicht und der Skepsis – handelt es sich um eine bisher unveröffentlichte, bereits 1952 angefertigte Schrift aus dem Nachlass des verstorbenen Wissenschaftlers. Um eine Veröffentlichung bald ein halbes Jahrhundert später zu rechtfertigen, muss sie schon Außergewöhnliches bieten. Und in der Tat: Oakeshott gelingt in diesem Werk ein gewaltiger Wurf zur Politik der letzten fünf Jahrhunderte. Gewaltig allerdings glücklicherweise nicht im Umfang – das Buch kommt mit weniger als 250 Seiten aus –, sondern gewaltig in der souveränen Beherrschung des gigantischen Stoffes, in dessen Anordnung auf die Grundthese hin und in seiner zwar komplexen, aber hoch konzentrierten und konzisen Sprache. Wilhelm Hennis, der in Ehren ergraute Freiburger Politikwissenschaftler und bekanntlich kein leichtfertiger Lobhudler, spricht in seinem Vorwort zur deutschen Ausgabe des Buches von einem "geistigen Vergnügen, wie es nur ganz große Wissenschaft zu schenken vermag". Oakeshotts Schrift ist für ihn "das schönste Einführungsbuch zum Verständnis der neuzeitlichen Politik".

Wie nun lautet die Grundthese Oakeshotts? Für ihn sind es zwei Denkstile, die sich praktisch auch in zwei Regierungsstilen niederschlagen, welche die Politik der Neuzeit bestimmen: die der Zuversicht und die der Skepsis. Beide sind wie "feindliche Brüder", die nicht mit einander, aber auch nicht ohne einander auskommen können. Beide sind die Kinder "eines erstaunlichen und berausenden Zuwachses menschlicher Macht", der sich zu Beginn der Neuzeit einstellte, haben aber unterschiedliche, in ihren extremen Ausprägungen nahezu gegensätzliche Stellungnahmen zu dieser politischen Grundbedingung entwickelt. Während die Politik der Zuversicht das Regieren in den Dienst der Vervollkommnung der Menschheit stellt und deshalb nach einer möglichst allumfassenden, ja im Extremfall totalen Macht der Regierung strebt, glaubt die Politik der Skepsis nicht an die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen, sieht sie zumindest nicht als Aufgabe der Regierung an und strebt deshalb zwar nicht nach einer schwachen Regierung, aber nach einer durch vielfältige Machtkontrollen gezähmten Regierung. Der zuversichtliche Stil äußert sich in einer rationalistischen, einer ideologischen, einer bedingungslos auf die Zukunft gerichteten Politik, wohingegen der skeptische Stil den Traditionen, dem Common Sense und der Vergangenheit einen zentralen Stellenwert beimißt. Der Zuversicht gelten die Rechte und die Spielregeln nicht allzuviel, die Skepsis sieht in deren Wahrung das oberste Gebot der Politik. Ahnherren der Politik der Zuversicht macht Oakeshott in Francis Bacon, bei den Physiokraten und romantischen Frühsozialisten, schließlich in Marx, Lenin und überhaupt im Kommunismus aus. Zu den großen Skeptikern zählt er Montaigne, Machiavelli und Pascal, auch David Hume und die schottischen Moralphilosophen des 18. Jahrhunderts.

Beide Regierungsstile sind selbstverständlich Idealtypen, kommen selten in Reinkultur vor – und wenn sie es täten, würden sie sich selbst zerstören. Ein ganzes Kapitel widmet Oakeshott der Nemesis von Zuversicht und Skepsis, zeigt, warum die Politik der Zuversicht auf die Spitze getrieben *notwendig* zu ihrer Selbstzerstörung führen muss und warum in der Politik der Skepsis die *Möglichkeit* der Selbstzerstörung zumindest angelegt ist. Die gute Regierung, die gute Ordnung des Gemeinwesens verlangt also nach beidem, nach Zuversicht *und* Skepsis, wie sie überhaupt immer um Ausgleich, um Mäßigung und um die Suche nach der "goldenen Mitte" bemüht ist. Auf ein Zuviel an Zuversicht ist mit einem Mehr an Skepsis zu reagieren – und umgekehrt. An welchem Pol sich die Politik heute auszurichten habe, unterlag dabei für Oakeshott keinem Zweifel: Über die vergangenen fünf Jahrhunderte war es eindeutig die Zuversicht, die die Politik – mit nicht selten katastrophalen Folgen – dominiert hat; Oakeshotts Plädoyer gilt deshalb der Skepsis. Für sie spricht auch ein Grundsätzliches: In ihr ist die Selbstbeschränkung, die der Zuversicht wesensfremd ist, schon angelegt. Es besteht kein Grund anzunehmen, dass Oakeshotts Mahnung nicht auch fünfzig Jahre später noch Gültigkeit beanspruchen kann – wenngleich es heute auch gewichtige Stimmen wie die des amerikanischen Philosophen Michael Walzer gibt, die der skept-

tischen liberalen Demokratie im Kampf *gegen* ihre fundamentalistischen Gegner, aber auch im Kampf *für* erstrebenswerte Reformen gern eine Prise mehr Leidenschaft verordnen würden.